





ANNIE DILLARD

Einen Stein zum
Sprechen bringen

Aufbrüche und
Begegnungen

Aus dem Englischen
und mit einem Nachwort von
Karen Nölle

NATURKUNDEN

Für Gary

Mit besonderem Dank an Ann Beattie,
Marc Chenétier, Cody Rose Clevidence,
Ophelia Dahl, Wendy Doniger, Tim Duggan,
Paul Farmer, Amy Fields, Lewis Lapham,
Will Lippincott, Allison Lorentzon, John
Martini, Derek Parsons, Phyllis Rose, David
Schorr, Timothy Seldes, Molly Simonds,
Lee Smith und Ann Warner.

NATURKUNDEN NO. 86

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Leben wie die Wiesel	7
Eine Expedition zum Pol	12
Im Dschungel	48
Der Hirsch in Providencia	55
Einen Stein zum Sprechen bringen	62
Weit ab auf einem Berg	72
Sonnenfinsternis	79
Linsen	99
Life on the Rocks: Die Galapagosinseln	104
Ein Feld der Stille	125
Gott an der Tür	131
Trugbilder	134
Zu Gast	139
Asse und Achten	144
Karen Nölle: Nachwort	173

Anmerkung der Autorin

Eine Reihe dieser Essays erscheint hier zum ersten Mal, andere wie *Der Hirsch in Providencia* und *Leben wie die Wiesel* wurden zuvor andersorts veröffentlicht. Dennoch sind die hier versammelten Texte keine Gelegenheitsarbeiten, wie manche Schriftsteller sie als Beiwerk zum eigentlichen Schaffen herausbringen; vielmehr ist dies mein eigentliches Schaffen, wie es nun einmal ist.

Leben wie die Wiesel

Wiesel sind wild. Wer weiß, was sie denken? Sie schlafen in ihrem Unterschlupf und breiten den Schwanz über die Schnauze. Manchmal bleiben sie zwei Tage in ihrem Bau, ohne herauszukommen. Draußen jagen sie Kaninchen, Mäuse, Bisamratten und Vögel, töten mehr Tiere, als sie warm verzehren können, und schleppen häufig die Kadaver in den Bau. Sie beißen, ihrem Instinkt gemäß, im Genick zu und reißen der Beute dabei entweder die Halsschlagader auf oder zermalmen ihr Hirn an der Schädelbasis. Und sie lassen nicht wieder los. Ein Naturforscher musste, weil er ein Wiesel, das sich in seine Hand verbissen hatte, nicht töten wollte und es ihm nicht gelang, sich von dem kleinen Tier zu befreien, mit dem hängenden Wiesel eine halbe Meile bis ans Wasser laufen und es abweichen wie ein widerspenstiges Etikett.

Und einmal, schreibt Ernest Thompson Seton – einmal hat ein Mann einen Adler vom Himmel geschossen. Als er den Adler untersuchte, fand er den vertrockneten Schädel eines Wiesels, dessen Kiefer mit dem Hals verklammert war. Vermutlich hatte der Adler das Wiesel gepackt, und es hatte ihm, wie der Instinkt es lehrte, mit einer raschen Drehung die Zähne in den Hals geschlagen und beinahe gewonnen. Ich hätte den Adler gern ein paar Wochen oder Monate, bevor er geschossen wurde, in der Luft gesehen: Hatte das ganze Wiesel noch als Fellanhänger an seinem Hals gebaumelt? Oder hatte der Adler das gefressen, was er zu fassen bekam, und das lebende Wiesel vor der Brust mit den Krallen ausgeweidet, die schönen, hängenden Knochen mit geneigtem Schnabel abgenagt?

Ich denke über Wiesel nach, weil ich letzte Woche eins gesehen habe. Ich habe ein Wiesel erschreckt, das mich erschreckt hat, und wir haben uns lange angesehen.

Nicht weit von meinem Haus in Virginia gibt es einen kleinen See – den Hollins Pond. Er ist nicht weit vom Tinker Creek und bedeckt fast einen Hektar Schwemmland mit 15 Zentimeter tiefem Wasser und sechstausend Seerosenblättern. An einem Ende verläuft eine Landstraße, auf der man neunzig fahren darf, und am anderen Ende nistet ein Brautentenpaar. Unter jedem Busch ist ein Bisamrattenloch oder eine Bierdose. An der abgelegenen Seite reihen sich in wechselnder Folge Felder und Wald, Felder und Wald aneinander, überall durchzogen von Motorradspuren, in deren Lehmrippen Schildkröten ihre Eier legen.

Letzte Woche ging ich eines Abends bei Sonnenuntergang zum Teich und setzte mich auf einen umgekippten Baumstamm am Ufer. Ich sah zu, wie die Seerosenblätter vor meinen Füßen durch die energische Fortbewegung eines Karpfens wankten und auseinander trieben. Von rechts kam ein Goldwaldsänger und flog hinter mich. Er fiel mir auf, ich drehte mich um – und hatte unversehens ein Wiesel vor mir, das zu mir aufblickte.

Ein Wiesel! Ich hatte noch nie eins in freier Wildbahn gesehen. Es war einen Viertelmeter lang, dünn wie ein Strich, ein Strich mit Muskeln, braun wie Obstbaumholz, weich bepelzt, wach. Sein Gesicht war böse, klein und spitz wie das einer Eidechse; es hätte eine gute Pfeilspitze abgegeben. Das Kinn war nur angedeutet, vielleicht zwei braune Haare breit, und dann kam das reinweiße Fell seiner Unterseite. Es hatte zwei schwarze Augen, die ich so wenig sah, wie man die Scheibe in einem Fenster sieht.

Das Wiesel war gut einen Meter von mir entfernt vor Schreck erstarrt, als es unter einer gigantischen struppigen Wildrose her-

vorkroch. Ich saß ebenso erstarrt nach hinten verdreht auf dem Baumstamm. Unsere Blicke bohrten sich ineinander und steckten fest.

Wir sahen uns an wie zwei Liebende oder Todfeinde, die sich unverhofft auf einem überwucherten Weg begegnen, während sie mit den Gedanken woanders sind: Der Schlag ging direkt bis ins Mark. Auch ins Hirn traf er, oder aber es prallte Hirn auf Hirn, mit der ganzen Wucht und dem unangenehmen Knirschen aneinandergeriebener Ballons. Er nahm uns die Luft. Er fällte den Wald, entrückte die Felder und leerte den Teich; die Welt verrann ins schwarze Loch der Augen. Wenn du und ich uns so ansähen, würden unsere Schädel zerspringen und auf die Schultern fallen. Aber das tun wir nicht. Wir behalten unsere Schädel.

Das Wiesel verschwand. Es war erst letzte Woche, und ich weiß schon jetzt nicht mehr, was den Zauber brach. Ich glaube, ich habe geblinzelt; ich glaube, ich habe mein Hirn von seinem Hirn gelöst und versucht, mir einzuprägen, was ich sah, und das Wiesel hat dieses Losreißen, die unsichere Landung im richtigen Leben und den Drang seines Instinkts gespürt. Es verschwand unter der Wildrose. Ich wartete reglos, die Gedanken auf einmal von Fakten voll und die Seele von Bitten, aber es kam nicht zurück.

Bitte rede mir nicht von »Annäherungs-Vermeidungs-Konflikten«. Ich sage dir, ich war für sechzig Sekunden im Hirn des Wiesels, und es war in meinem. Hirne sind privat, in ihnen laufen je für sich verborgene Bänder – aber das Wiesel und ich, wir waren einen schönen, schockierenden Moment lang jeweils mit dem Band des anderen verschaltet. Was kann ich dafür, wenn es leer war?

Was geht sonst in seinem Hirn vor? Worüber denkt ein Wiesel nach? Das verrät es nicht. Sein Tagebuch besteht aus Spuren im Lehm, ein paar Federn, Mäuseblut und -knochen: ungesammelt, unverbunden, lose, verweht.

Ich möchte lernen oder mich darauf besinnen, wie ich zu leben habe. Wobei ich offen gesagt weniger zum Hollins Pond gehe, um leben zu lernen als zu vergessen. Denn ich denke nicht, dass ich von einem wilden Tier lernen kann, wie ich im Einzelnen zu leben habe – ob ich warmes Blut saugen, meinen Schwanz hoch tragen, beim Gehen meine Füße genau in die Spur meiner Hände setzen soll –, sondern vielleicht etwas über Gedankenleere, über die Reinheit eines auf die physischen Sinne beschränkten Lebens und die Würde eines Lebens ohne Befangenheit und Vorbedacht. Wiesel leben in Notwendigkeit; wir leben in Möglichkeit, hassen die Notwendigkeit und sterben am Ende in ihren Krallen. Ich möchte so leben, wie ich sollte – ähnlich wie ein Wiesel so lebt, wie es sollte. Und ich vermute, dass der Weg für mich dem der Wiesel gleicht: schmerzlos offen für Zeit und Tod, alles aufnehmend, nichts behaltend, dem Gegebenen mit klarem, scharfem Willen begegnend.

Ich verpasste meine Chance. Ich hätte ihm an die Gurgel gehen sollen. Ich hätte mich auf den weißen Streifen unterm Kinn des Wiesels stürzen und mich festkrallen sollen, mich durch den Schlamm in die Wildrose, in ein anderes Lebens zerren lassen sollen. Wir könnten wild wie Wiesel unter der Wildrose leben, stumm und unverständig. Ich könnte seelenruhig verwildern. Ich könnte zwei Tage im Bau leben, eingerollt, auf Mäusefell gebettet, an Vogelknochen schnuppernd, blinzelnd, leckend, Moschus atmend, das Haar in Graswurzeln verwickelt. Nach unten gehen ist gut, dahin, wo nur eins im Sinn bleibt. Unten bist du weg, raus aus dem ewig-liebenden Denken und auf deine gleichgültigen Sinne reduziert.

Ich erinnere mich an Schweigen als langes, rauschhaftes Fasten, bei dem jeder Moment ein Auskosten des Gehörten ist. Zeit

und Geschehen fließen unerwidert und werden direkt aufgenommen wie Blut, das durch eine Hauptader in den Körper gepumpt wird. Könnte man zu zweit so leben? Könnten zwei unter der Wildrose so leben und am Teich streunen, dass beiden der ruhige Geist des anderen überall gewärtig und so selbstverständlich ist wie rieselnder Schnee?

Wir könnten es gewiss. Wir können leben, wie wir wollen. Menschen legen freiwillig Armuts-, Keuschheits-, Gehorsams- und sogar Schweigegelübde ab. Wir müssen uns nur geschickt an unsere Bestimmung heranpirschen, die zarteste, lebendigste Stelle orten und an diesen Puls andocken. Das ist Fügung, nicht Kampf. Ein Wiesel »greift« nichts »an«; ein Wiesel lebt, wie es gedacht ist und fügt sich in jedem Moment der reinen Freiheit schlichter Notwendigkeit.

Ich meine, es wäre gut und richtig, gehorsam und rein, seine eine Notwendigkeit zu packen, nicht wieder loszulassen und willenlos mitzugehen, wohin sie dich auch trägt. Dann kann nicht einmal der Tod euch scheiden, auf den ihr zugeht, ganz gleich wie ihr lebt. Pack sie und lass dich von ihr packen und davontragen, bis deine Augen erlöschen und ausfallen; lass dein weiches Fell in Fetzen von dir fliegen und die Knochen aus den Gelenken, so dass sie sich über die Äcker, über Feld und Wald zerstreuen, leicht, gedankenfrei, aus jeder Höhe, aus Adlerhöhe.

Eine Expedition zum Pol

I

Heute tritt in der hiesigen katholischen Kirche eine Gesangsgruppe auf, die sich »Wildflowers« nennt. Der Leadsänger ist ein langer Teenager mit kräftigem Kinn, beschwingt und offensichtlich gerne hier. Er hat eine Gitarre; er zupft einen kleinen bluesigen Riff und schlägt ein paar Akkorde an. Um ihn herum stehen die anderen Wildflowers. Eine der Frauen ist alt und strahlt Entschlossenheit aus; sie hat langes orangerotes Haar und ist im Country- und Western-Stil gekleidet. An einem langen bestickten Gurt um ihren Hals hängt in Hüfthöhe eine große Westergitarre. Neben ihr stehen ein zarter, in sich gekehrter vierzehnjähriger Junge und ein dicker Chinese von Mitte zwanzig, der offensichtlich Begeisterung zeigen möchte, aber nicht recht weiß, wie. Er wirft beim Singen den Kopf hin und her und tritt von einem Fuß auf den anderen. Schließlich ist da noch ein sehr hochaufgeschossenes junges Mädchen, vermutlich die Freundin des Leadsängers; sie hat ein zartes Gesicht, einen dünnen Sopran und wirkt halb gelassen, halb versteinert. Die Gruppe verteilt sich vor dem Altar und bringt uns ein brandneues Kirchenlied bei.

Ich finde es zunächst enttäuschend, denn ich habe allein aus dem Grund, weil ich protestantischen Gitarren entkommen wollte, eine entschieden antikatholische Erziehung überwunden, um in die Messe zu gehen. Wozu bin ich hier? Wer hat diesen netten Katholiken Gitarren gebracht? Warum murmeln sie nicht auf Lateinisch zu abergläubischen Ritualen? Was denkt sich der Papst?

Aber Hindernisse wird es immer geben. Ein Geschmack am Erhabenen ist schließlich eine Gier wie jede andere; warum den Kirchen jetzt ihre Weltlichkeit vorwerfen, wenn vom Allerweltstisch her ein Allerweltslied schallt? Außerdem haben diese Leute, auch wenn mir unbegreiflich ist, wie – haben alle Menschen in allen komischen Kirchen einen Zugang zum Land.

Das Land

Der Pol der relativen Unzugänglichkeit ist »jener imaginäre Punkt im arktischen Meer, der in alle Richtungen am weitesten von Landmassen entfernt ist«. Er ist ein Navigationspunkt auf Papier, der zum Trost von Polarforschern ersonnen wurde, die, nachdem Peary und Henson 1909 den Nordpol erreicht hatten, kein aufregendes Ziel mehr hatten. Auch auf dem antarktischen Kontinent gibt es einen Pol der relativen Unzugänglichkeit; dort ist es der Punkt des Landes, der in alle Richtungen am weitesten von Salzwasser entfernt liegt.

Im Reich der Metaphysik ist der Pol der relativen Unzugänglichkeit das Absolute. Eines der wenigen Dinge, die wir über das Absolute wissen, ist schließlich, dass es relativ unzugänglich ist. Der Pol ist jener Punkt des Geistes, der in alle Richtungen am weitesten von jedem zugänglichen Punkt des Geistes entfernt liegt. Wie die anderen ist er ein Pol der äußersten Mühsal. Er ist auch – das nehme ich als gegeben – der kostbare, der Eine Pol.

Die Menschen

Es ist der zweite Sonntag im Advent. Seit einem Jahr besuche ich die Messe in dieser katholischen Kirche. Seit einem Jahr reiße ich jeden Sonntag von zu Hause aus und gehe als Tanzbär zum

Zirkus. Wir Tanzbären tragen Kleider mit Knöpfen; wir hüpfen auf zwei Beinen durch die Arena. Heute fehlte uns die Ruhe; wir landeten ständig auf allen Vieren.

Keiner, am allerwenigsten der Organist, konnte das Eröffnungsglied finden. Dann konnte es keiner. Dann konnte sowieso keiner singen.

Es gab keine Predigt, sondern nur Ansagen.

Der Priester stellte stolz den unerzogenen Messdiener vor, der die beiden Adventskerzen anzünden sollte. Wie wir alle deutlich sehen konnten, hatte der Lümmel sie bereits angezündet.

Während des langen Fürbittgebets liest der Priester immer »Anliegen« der Gemeindemitglieder vor. Sie stehen auf Zetteln, die vor dem Gottesdienst in ein Kästchen geworfen werden, und sind persönliche Bitten, von denen die Leute wünschen, dass sie in unser öffentliches Gebet aufgenommen werden. Der Priester verliest sie einzeln, und wir antworten im Chor. »Für ein Kind, das am 20. November gesund zur Welt gekommen ist«, intonierte der Priester, »Gott, wir bitten dich.« Gemeinsam antworteten wir: »Wir bitten dich, erhöre uns.« Plötzlich unterbrach sich der Priester und gestand unseren gebeugten Häuption: »Das ist das Kind, für das wir seit zwei Monaten beten! Die Frau wurde nur schwanger und schwangerer!« Wie oft, wie erschreckend oft schon war ich nach der Kirche völlig fertig, weil ich mir ständig das Lachen verkneifen musste? Oft lache ich den ganzen Heimweg. Dann las der Priester das nächste Anliegen vor: »Für meinen Sohn, dass er seinem Vater vergeben möge. Gott, wir bitten dich.« »Wir bitten dich, erhöre uns«, antworteten wir ernüchtert.

Eine Schulaufführung hat mehr Schliff als dieser Dienst, an dem wir seit ewigen Zeiten üben. Auch nach zweitausend Jahren haben wir die Schwächen noch nicht ausgebügelt. Wir verherrlichen

sie geradezu. Woche für Woche erleben wir dasselbe Wunder: dass Gott die Macht hat, sich das Lachen zu verkneifen. Woche für Woche erleben wir dasselbe Wunder: dass Gott aus unerfindlichen Gründen darauf verzichtet, unsere Tanzbärnummer auffliegen zu lassen. Woche für Woche wäscht der Heiland den Jüngern die schmutzigen Füße, sogar die Zehen wäscht er ihnen und wiederholt: Glaubts oder nicht, es ist in Ordnung, einfach nur Menschen zu sein.

Wer kann das glauben?

Beim Abendmahl wollte mir der Priester eine Oblate reichen, aber sie klebte mit fünf anderen zusammen. Ich wartete, während er den Klumpen in Oblatenfetzen zerriss, und widerstand dem Impuls, ihm zu helfen. Unmittelbar links von mir haute eine Frau während des ganzen Abendmahls die Titelmelodie aus *The Sound of Music* in die Tasten eines Klaviers.

Das Land

Das gängige Muster für Polarexpeditionen wurde von den Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts entwickelt. Üppig ausgerüstete Schiffe machen sich auf in hohe Breitengrade. Sie treffen alsbald auf Packeis und Äquinoktialstürme. Eis überzieht die Decks, die Spiere, die Takelage; die Masten und der Rumpf erzittern; Meerwasser gefriert ums Ruder und legt sich um das Schiff. Anfangs versuchen die Seeleute, das Eis vor dem Schiff zu zer schlagen, zersägen oder zu sprengen, bevor sie aufgeben und sich damit abfinden, für die Dauer des Winters eingeschlossen zu sein. Im 19. Jahrhundert brachte die Gefangenschaft im Eis der Besatzung häufig den Tod; spätere Forschungsreisende nahmen sie bewusst in Kauf und lernten schließlich, sie zu nutzen. Manchmal

ziehen die Offiziere und die Mannschaft zur Sicherheit aufs Eis um; sie treiben Zeltpflöcke ins Eis und bauen Tische und Stühle aus gestapelten Holzkisten.

Früher oder später brechen die Überlebenden des ersten oder des nächsten Winters oder eine ausgewählte Gruppe von Polfahrern zu Fuß über das Packeis auf. Je nach den Umständen suchen sie entweder nach dem Pol oder, was weit wahrscheinlicher ist, nach Hilfe. Sie befördern Vorräte und sogar Boote auf Schlitten und schleppen sie mit Tauen, die an Schultergurte gehakt werden, über das Eis. Südpolexpeditionen brechen gewöhnlich von einem Basislager an der Küste auf. In beiden Fällen ist das Gelände so unwegsam und sind die Männer durch Skorbut so geschwächt, dass die Gruppe nur wenige Kilometer am Tag zurücklegt. Manchmal finden sie eine Insel, auf der sie den nächsten Winter überleben oder verhungern können; manchmal kehren sie um, stoßen zufällig auf eine abgelegene Siedlung oder werden von anderen Forschungsreisenden gerettet; sehr häufig treiben und zelten sie, wenn warmes Wetter kommt und das Packeis bricht, auf einer Scholle oder springen von einer Scholle zur nächsten, bis die letzte Scholle an Land stößt, zerbricht oder schmilzt.

1847 wurde, so berichtet der Historiker L. P. Kirwan, das amerikanische Schiff *Polaris* von einer gigantischen Scholle gerammt. Man war noch dabei, Vorräte, Aufzeichnungen, Kleidung, Gerätschaften vom schlingernden Schiff zu werfen, als es, mit den meisten, aber nicht allen, Besatzungsmitgliedern an Bord, durch die Strömung davongetragen wurde und in die arktische Dämmerung verschwand. Die Zurückgelassenen trieben 1300 Meilen weit auf einer Scholle, bis sie teilnahmslos und fast verhungert vor der Küste von Labrador gerettet wurden.

Wie heute Astronauten wählte man Polarforscher aus den lauten Reihen der Ehrgeizigen, der Starken, Sachkundigen und Robusten. Vor allem viele der britischen Expeditionsleiter waren Persönlichkeiten von bemerkenswerter Würde. In den Berichten über ihr Leben *in extremis* staunt man über den unermüdlich formellen Umgang miteinander. Captain Oates von der Scotts-Expedition, der sich auf der Antarktische Halbinsel opferte, weil seine wunden Füße das Vorankommen behinderten, sagte, als er eines Morgens bei Schneesturm das Zelt verließ, um in den Tod zu gehen: »Ich gehe nur vor die Tür, es kann eine Weile dauern.«

Selbst in ihren privaten Tagebüchern und Journalen bewahren Polarforscher eine feine Zurückhaltung. Ernest Shackleton etwa schrieb über seine Empfindungen dabei, als Erster in der Geschichte der Menschheit beim Überschreiten der Berge am Rand des Ross Schelf-Eises die Weite des Antarktischen Kontinents zu erblicken: »Wir sahen es mit Gefühlen leidenschaftlicher Wissbegier, nicht unvermischt mit Ehrfurcht, als die neuen Berge sich aus dem großen Unbekannten erhoben, das vor uns lag.« Man fragt sich nach der Lektüre einer Vielzahl solcher Berichte aus erster Hand, ob Polarforscher nicht vielleicht wegen der leeren, nüchternen Brillanz ihres Prosastils ausgewählt wurden – oder ob nicht sogar einigen bedeutenden Viktorianern bei der Betrachtung ihres Prosastils, womöglich mit Bestürzung, aufging, dass sie offenbar Polarforscher werden müssten. Der schwedische Ballonfahrer Salomon Andrée gestand kurz vor dem Verhungern auf einer arktischen Insel, fast mit seinem letzten Atemzug, in seinem Tagebuch: »Unsere Vorräte müssen bald und reichlich aufgefüllt werden, wenn Aussicht bestehen soll, dass wir noch eine Weile durchhalten.«

Die Menschen

Die neuen Liturgien der katholischen Kirche und der Episkopalkirche beinhalten als ein Segment den sogenannten »Friedensgruß«. Hierbei kann vieles schiefgehen. Ich weiß von einer Gemeinde in New York, die ihren Priester entlassen hat, weil er darauf bestand, dass sie den Friedensgruß austauschten – der nichts weiter verlangt, als dass man den Menschen, die in der Kirchenbank neben einem sitzen, die Hand reicht. Für die Männer und Frauen dieser kleinen Gemeinde gab es Grenzen des Aushaltbaren; der Friedensgruß ging zu weit. Sie konnten es nicht ertragen, Leuten, gegen die sie einen lebenslangen Groll hegten, die Hand zu reichen. Sie entließen den Priester und suchten sich einen neuen, der mehr Gefühl für ihre Bedürfnisse zeigte.

Die Anweisung für den Friedensgruß besagt, dass man dem oder der nächst Verfügbaren die Hand gibt und »Der Friede sei mit dir« spricht. Der andere antwortet: »Und auch mit dir.« Ganz selten einmal antwortet jemand schlicht mit »Friede«. Heute saß ich neben zwei Halbwüchsigen mit schmalen Schnurrbärten. Als es Zeit für den Friedensgruß war, gab ich einem von ihnen die Hand und sprach: »Der Friede sei mit dir«, und er sagte: »Yeah«.

Technologie: Die Franklin-Expedition

Die Franklin Expedition war der Wendepunkt in der Geschichte der Polarforschung. Die Expedition selbst erreichte nichts, und sämtliche Teilnehmer ließen ihr Leben. Doch die ausgebliebene Rückkehr und das Rätsel um das Verschwinden der Expedition erregte in Europa und den USA ein solches Maß an Aufmerksamkeit, dass sich dreißig Schiffe auf die Suche nach Spuren von den Schiffen und ihren Besatzungen begaben; diese Suchexpedi-

tionen erforschten und kartierten als Erste die Arktis, entdeckten die Nordwestpassage, nach der Franklin gesucht hatte, und entwickelten eine den arktischen Bedingungen angemessene Technologie, die es den Forschern ermöglichte, lebendig zurückzukehren. Die Technologie der Franklin-Expedition hingegen war nur den Gepflogenheiten der Offiziersklubs der Royal Navy in England angepasst gewesen. Die Franklin-Expedition war auf ihre Würde gegründet.

1845 segelten Sir John Franklin und 138 Mann von England mit dem Ziel los, die Nordwestpassage zum Pazifik durch die kanadische Hocharktis zu finden. Sie fuhren mit zwei Dreimastbarken. Beide Schiffe waren zusätzlich mit einer Dampfmaschine und einem Kohlevorrat für zwölf Tage ausgerüstet, der für die geplanten zwei oder drei Jahre der Reise reichen sollte. Anstelle eines größeren Kohlevorrats hatte man auf beiden Schiffen Platz für eine Bibliothek von 1200 Bänden geschaffen, eine Handorgel für fünfzig Melodien, Porzellangedecke für die Offiziere und die Crew, Weinkelche aus Kristallglas und Besteck aus Sterlingsilber. Die silbernen Messer, Gabeln und Löffel der Offiziere waren besonders interessant. Das Silberdekor war im reich verschnörkelten viktorianischen Stil gehalten. Jeder der schweren Griffe war mit den Initialen und dem Familienwappen eines Offiziers versehen. Die Expedition hatte keine besondere Kleidung für die Arktis an Bord, sondern lediglich die Uniformen der Navy ihrer Majestät.

Die Schiffe stachen mit Grandezza in See, von gigantischem Pomp begleitet. Franklin tat seinen Spruch: »Das höchste Ziel meiner Wünsche ist es, treu meine Pflicht zu üben.« Zwei Monate später begegnete der Kapitän eines britischen Walfängers den beiden Barken im Lancastersund; er berichtete in England von der guten Stimmung unter den Offizieren und der Mannschaft. Er

war der letzte Europäer, der auch nur einen von ihnen am Leben sah.

Jahre später erfuhr die Zivilisation, dass etliche Inuit-Gruppen an unterschiedlichen Orten auf noch lebende oder bereits verstorbene Mitglieder der Franklin-Expedition getroffen waren. Einige etwa hatten aus der Ferne Männer gesehen, die ein Holzboot über das Eis schleppten und schoben. Einige hatten in der Nähe der Starvation Cove dieses oder ein ähnliches Boot und die Überreste der 35 Männer gefunden, die es über das Eis geschleppt hatten. An der Terror Bay hatten sie ein Zelt auf dem Eis und in dem Zelt dreißig Leichen entdeckt. An der Simpson Strait hatten einige Inuit etwas äußerst Seltsames gesehen: drei Holzmasten einer Bark, die aus dem Packeis ragten.

Suchmannschaften fanden zwanzig Jahre lang weit über das Eismeer verstreut Skelette. Franklin selbst, so erfuhr man nach zwölf Jahren, war an Bord des Schiffes gestorben. Als Franklin tot war, die Schiffe Winter um Winter im Packeis eingefroren, die Vorräte erschöpft, hatten die noch übrigen Offiziere und Matrosen beschlossen, sich zu Fuß aufzumachen. Sie entnahmen den Schiffsbeständen, was sie für die Reise zu brauchen meinten; die mitgenommenen Vorräte wurden bei ihren Leichen gefunden. Das Gepäck einer Gruppe gefrorener Leichen, die übrigens Anzeichen von Kannibalismus aufwiesen, enthielt Besteckgarnituren aus Sterlingsilber mit eingravierten Offiziersinitialen und Familienwappen. Eine Suchmannschaft fand weit von den Schiffen entfernt auf dem Eis eine Briefklammer und ein Stück des Backgammonbretts, das Lady Jane Franklin ihrem Mann zum Abschied geschenkt hatte.

Eine andere Suchmannschaft fand zwei Skelette in einem Boot auf Kufen. Die beiden Männer hatten das Boot hundert Kilometer weit geschleppt. Zu den Vorräten der Skelette zählten eine kleinere Menge Schokolade, ein paar Gewehre, etwas Tee und eine gro-